

Michel Seuphor: Chante

Wir betrachten eine Collage Michel Seuphors vom 10. Februar 1985. Schwarze Horizontallinien, mit der Tuschfeder in wechselnden Abständen gezogen, versetzen den grauen Grund in atmende Bewegung. Aus einem verhangenen Dämmerlicht im unteren Bildviertel, das im helleren Grau des Grundes das Wort „chante“ freigibt, erhebt sich langsam und stetig eine in sich vibrierende, wie silbrig schimmern-de Helle. In der Zone darüber vertieft sich der Grund, mit der Verdichtung der schwarzen Waagrechten, zum unausmeßbaren Dunkelraum, um sich im obersten Bildviertel erneut zu einer gedämpften Helligkeit aufzulichten.

Dieser in Verdichtung und Lockerung von Linienhorizonten organisierte Bildgrund spannt unbegrenzbaren Raum aus, Raum als anschauliches Symbol von Unendlichkeit.

Vor ihm und zugleich unlöslich ihm verbunden schwebt, im „dessin à lacunes“ aus dem Papiergrund ausgespart, ein Bildzeichen aus drei Linienzügen, einer vertikalen Achse, einer leise nach oben links geneigten Schräge und einer in die Nähe der rechten oberen Bildecke weisenden Kreisbogenkurve. Somit fest im Bildformat verankert, hat das Bildzeichen dennoch teil an der Unauslotbarkeit des Grundes.

Die oberen Bereiche der Senkrechte wie der Kurve begleiten acht kleine bunte Kreise, aufgeklebt als Elemente der Collage. Sie sind zu einer sternbildartigen Konstellation gefügt. Leuchtendes Gelb, volles Rot, kühles Grün und mildes Blau wechseln einander als Farben dieser Kreise ab, rhythmisieren deren Ordnung und repräsentieren zugleich die Totalität der Farbwelt.

— — —

Die Collage trägt den Titel: „chante“. Welches Singen, welcher Gesang wird in ihr zur anschaulichen Gestalt?

Wie ein Baum steigt das Bildzeichen vor uns auf und öffnet seine Zweige in die Unermeßlichkeit des Alls:

„Da stieg ein Baum. O reine Übersteigung!
O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr!
Und alles schwieg. Doch selbst in der Verschweigung
ging neuer Anfang, Wink und Wandlung vor.“

Orphischer Gesang ist es, Gesang, der Mensch und Kosmos in Einklang bringt, Gesang, der zugleich Architektonik der Welt ist: „il faut maintenant construire le monde...“:

„Gesang, wie du ihn lehrst, ist nicht Begehrt,
nicht Werbung um ein endlich noch Erreichtes;
Gesang ist Dasein. Für den Gott ein Leichtes.
Wann aber sind wir? Und wann wendet er
an unser Sein die Erde und die Sterne?“

Wie Sterne glühen die farbigen Kreise vor dem dunklen Firmamente auf, wie Sterne, die jedoch entlassen scheinen aus der freigezogenen Bewegung der Hand, so das Nächste, unseren Leib, in das Fernste, das Weltall, projizierend.

„In Wahrheit singen, ist ein anderer Hauch.
Ein Hauch um nichts. Ein Wehn im Gott. Ein Wind.“

Wie bewegt vom zarten Hauch des Windes schwingen die Äste, fliegen die bunten Blätter auf, halten das Gleichgewicht dem „Nichts“ von Dunkelheit und mildem Licht.

„Ohne unsern wahren Platz zu kennen,
handeln wir aus wirklichem Bezug.
Die Antennen fühlen die Antennen,
und die leere Ferne trug...“

Reine Spannung. O Musik der Kräfte!
Ist nicht durch die läßlichen Geschäfte
jede Störung von dir abgelenkt?“

Geben die Verse aus Rilkes „Sonetten an Orpheus“ nicht die eindringlichste dichterische Vergegenwärtigung des auch von Seuphor Erschauten und im „läßlichen Geschäft“ seines gelassenen Zeichnens Bildgewordenen?

„Denn Orpheus ists. Seine Metamorphose
in dem und dem. Wir sollen uns nicht mühen
um andre Namen. Ein für alle Male
ists Orpheus, wenn es singt. ...”

Orpheus: Seuphor

Orphischer Gesang ist Spiel — Welt-Spiel:

„Solang du Selbstgeworfnes fängst, ist alles
Geschicklichkeit und läßlicher Gewinn -;
erst wenn du plötzlich Fänger wirst des Balles,
den eine ewige Mit-Spielerin
dir zuwarf, deiner Mitte, in genau
gekonntem Schwung, in einem jener Bögen
aus Gottes großem Brücken-Bau:
erst dann ist Fangen-können ein Vermögen, —
nicht deines, einer Welt. Und wenn du gar
zurückzuwerfen Kraft und Mut besäßeß,
nein, wunderbarer: Mut und Kraft vergäßeß
und schon geworfen hättest ... (wie das Jahr
die Vögel wirft, die Wandervogelschwärme,
die eine ältere einer jungen Wärme
hinüberschleudert über Meere —) erst
in diesem Wagnis spielst du gültig mit.
Erleichterst dir den Wurf nicht mehr; erschwerst
dir ihn nicht mehr. Aus deinen Händen tritt
das Meteor und rast in seine Räume...”

Auch als Bildwerdung dieses Rilke-Gedichtes „Nike” kann Seuphors
Collage „chante” gelesen werden: das Bildzeichen als Werfer und
Fänger, die Kurve als der „genau gekonnte Schwung”, die farbi-
gen Kreise als „Ball”, als „Wandervogelschwärme”, ja, als das
„Meteor”...

und damit als Bildwerdung eines der ältesten Gedanken der Mensch-
heit, des Gedankens nämlich, der Welt begreift als göttliches Spiel,
und den Rilke selbst nur aufnahm und dichterisch verwandelte:

„Gibt es Schuld, Ungerechtigkeit, Widerspruch, Leid in dieser Welt?

Ja, ruft Heraklit, aber nur für den beschränkten Menschen, der auseinander und nicht zusammen schaut, nicht für den kontuitiven Gott; für ihn läuft alles Widerstrebende in eine Harmonie zusammen, unsichtbar zwar für das gewöhnliche Menschaugenauge, doch dem verständlich, der, wie Heraklit, dem beschaulichen Gotte ähnlich ist. ... Ein Werden und Vergehen, ein Bauen und Zerstören ohne jede moralische Zurechnung in ewig gleicher Unschuld hat in dieser Welt allein das Spiel des Künstlers und des Kindes. Und so, wie das Kind und der Künstler spielt, spielt das ewig lebendige Feuer, baut auf und zerstört, in Unschuld — und dieses Spiel spielt der Äon mit sich. Sich verwandelnd in Wasser und Erde, türmt er wie ein Kind Sandhaufen am Meere, auftürmt und zertrümmert: von Zeit zu Zeit fängt er das Spiel von neuem an. Ein Augenblick der Sättigung: dann ergreift ihn von neuem das Bedürfnis, wie den Künstler zum Schaffen das Bedürfnis zwingt. Nicht Frevelmut, sondern der immer neu erwachende Spieltrieb ruft andre Welten ins Leben. ...

So schaut nur der ästhetische Mensch die Welt an, der an dem Künstler und an dem Entstehen des Kunstwerks erfahren hat, wie der Streit der Vielheit doch in sich Gesetz und Recht tragen kann, wie der Künstler beschaulich über und wirkend in dem Kunstwerk steht, wie Notwendigkeit und Spiel, Widerstreit und Harmonie sich zur Zeugung des Kunstwerkes paaren müssen. ...

Mit diesen Worten beschrieb Friedrich Nietzsche in seiner Abhandlung „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ die Lehren Heraklits — und damit zu einem Teil auch seine eigene Auffassung vom Wesen der Kunst.

— — —

Seuphors Gedanken über Kunst und Geist stehen dem in manchem nahe. Auch sie stellen sich ein in eine lange Tradition: „Le discours digne d'être entendu vient de très loin. Il a traversé les siècles pour nous atteindre. Il a résisté à tous les temps, à tous les contretemps. Et s'il demeure présent, intensément présent, c'est parce qu'il est devenu pour chaque génération nouvelle un objet usuel d'interrogation, un aiguillon de l'esprit. ... (Le don de la parole, Paris 1970, S. 85)

So wird Heraklits Gedanke einer Spannungsharmonie des Kosmos „wie bei Bogen und Leier“ von Seuphor aufgegriffen und verwandelt in seiner Deutung von „Le style et le cri“ als Pole der Kunst unseres Jahrhunderts, als Pole, die einander fordern: „Les extrêmes s'appellent. Le cri tend irrésistiblement au style, mais le style provoque le retour du cri.“ „Il est bon ... que l'oeuvre soit un lieu où l'on trouve côte à côte la franchise et la sécurité, l'aisance au creux même de la bataille, la candeur et la puissance, le style et le cri.“

Und wie im heraklitischen Gedanken einer kosmisch „gegenstrebigem Harmonie“ ist auch die Polarität von „style“ und „cri“ nicht nur Prinzip des künstlerischen Schaffens, sondern des Seienden schlechthin: „Il y a un esprit caché dans les choses qui dit: jeu, variété. Il suffit de regarder une fleur, un arbre, un homme, pour savoir que ces deux forces ne se combattent pas ni ne sont contradictoires le moins du monde. En se conjuguant, ce sont elles qui composent sur la base d'un thème géométrique simple, toujours renouvelé, les styles divers du monde qui nous environne, l'immense modulation de l'univers.“ (Le style et le cri. Quatorze essais sur l'art de ce siècle, Paris 1965, S.253, 264, 274/75)

So muß auch der kosmisch-orphische Gesang, Gesang, der Dasein ist, beides vereinen: „Je cri, donc je suis; je chante, donc je gouverne.“ (Le style et le cri, S. 245)

Seuphors Collage „chante“ setzt in eins das Ruhige und das Bewegte, das Offene und die geschlossene Gestalt, das Strenge und die bunte Vielfalt — und verbindet alles dies zu einem zugleich feierlichen und fröhlichen Klang.

— — —

Kunst, die in Prinzipien des Seienden gründet, kann nicht bei sich bleiben, muß sich entäußern in ein Reich des Geistes. Dies ist die „mission spirituelle de l'art“: „Toute forme d'art pure contient précisément ce désintéressement essentiel, cette contrée intemporelle de la gratuité, je veux dire de la grâce, qui est l'âme de la religion, de toute religion. ... L'artiste lui-même ... dès lors qu'il opère en tant qu'artiste, si vraiment il est artiste, chacun de ses gestes traduit la gratuité de la grâce. ... il est ... le vivant canal par où s'exprime la présence en

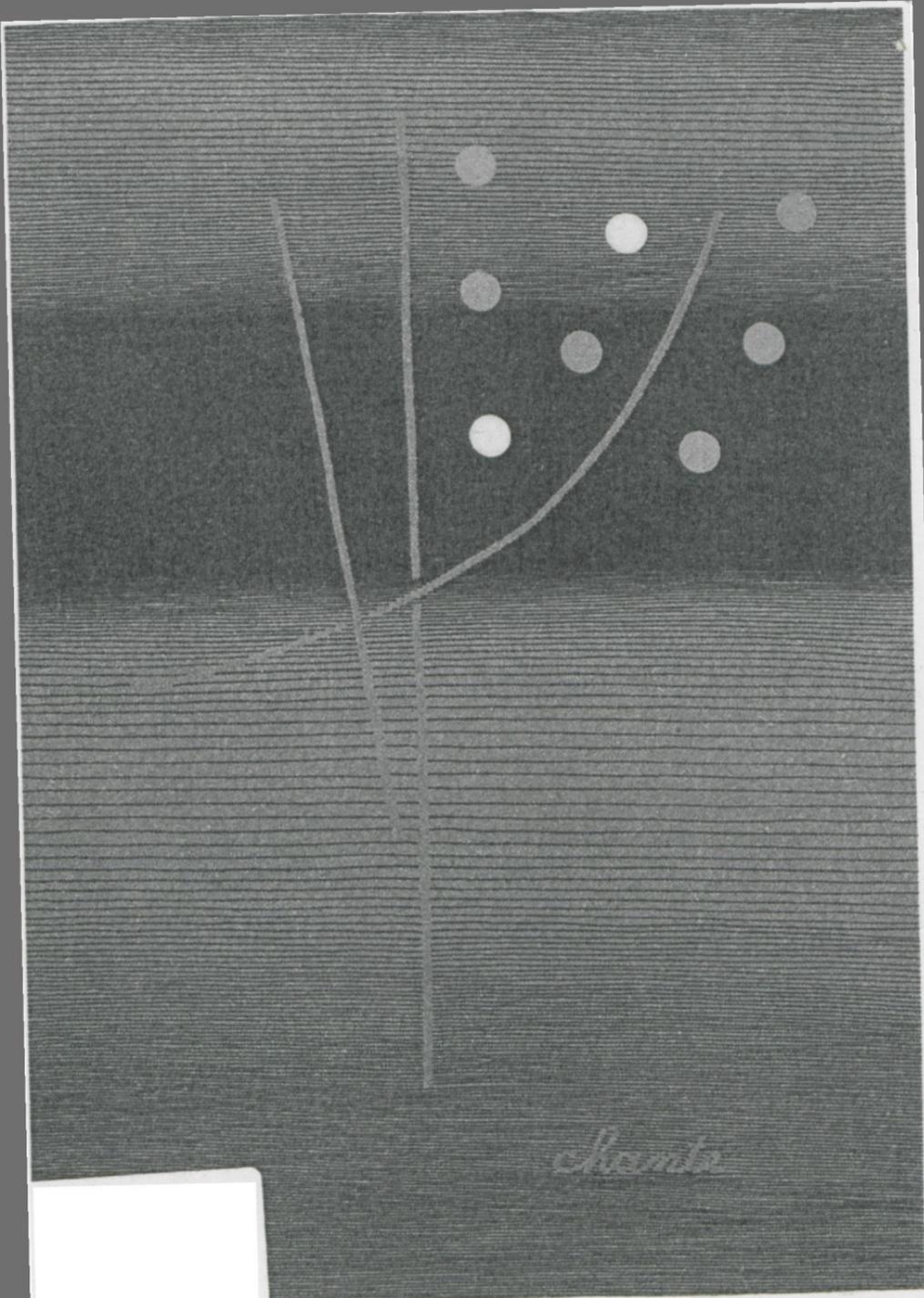
l'homme d'une zone vierge, d'une zone de liberté que rien de bas ne pourra jamais atteindre, qu'aucune force ne pourra jamais réduire, un domaine de possibilités indéterminables où règne l'immanence de l'esprit." (Le style et le cri, S.136, 137)

Michel Seuphor, der an Ursula und Bernhard Giebel geschrieben hatte:

„in Antwerpen geboren
in Paris gelebt
im Saarland
am Ende
wiedergeboren
und am Beginn“

Michel Seuphor hat diesem Land, hat allen, die ihm nahestehen, dies Reich der Freiheit und des Geistes eröffnet, als Geschenk aus der unerschöpflichen Fülle einer „gratuité de la grâce“, als orphischen, sich verschenkenden, verschwendenden Gesang, dem all unser Dank und unsere Verehrung gilt.

Lorenz Dittmann



Shanta